



Mile Stojić
Stefanel Zweig

Vladimir Pištalo
Millenium in Belgrad

Literatur im Herbst: Jugoslavija revisited
5.11. – 7.11.2010

Das Programm im Odeon

Dževad Karahasan
Leben zwischen Spiegeln

An den vor langer Zeit gelesenen (und in der Zwischenzeit weitgehend vergessenen) Roman von Vladan Desnica erinnerte mich ein Gespräch mit meinem Freund Dragan T. Schon seit siebzehn Jahren lebt Dragan in Vancouver, so dass das Telefon für uns die einzige Möglichkeit unmittelbarer Kommunikation ist. Vor ein, zwei Jahren rief er mich an und fragte, wie es mir gehe, und musste sich notgedrungen die ganze Litanei anhören, die sich jeder an hört, der diese Frage unvorsichtigerweise einem nahen Menschen stellt. Ich erklärte, es gebe nichts Neues, was die beste Nachricht für einen Menschen in meinem Alter ist, ich hätte aber dennoch zu klagen, weil ich zu wenig arbeitete, und das Wenige, was ich arbeitete, nicht gut sei, weil es unklar, unvollendet und oft widersprüchlich bleibe; und auch die Welt, als entfernte sie sich von mir oder ich mich von ihr, offenbare und zeige sich mir in keiner Weise, noch antworte sie irgendwie anders auf meine Mühe, sie zu erleben. Dragan versuchte, mich mit der Bemerkung zu trösten, in der Hitze, die in Sarajevo herrsche, könne man ja eigentlich nicht gut arbeiten, worauf ich ihn verwirrt fragte, woher er denn wisse, dass in Sarajevo eine unerträgliche Hitze herrsche. Er erklärte mir, dass er jeden Morgen, gleich nach der Morgentoilette, im Internet nachsehe, wie das Wetter in Sarajevo sei, und erst dann in den vor ihm liegenden Tag starte. Das sei ein Bestandteil seines Morgens geworden, wie das Zähneputzen und das Frühstück, als könnte sein Tag nicht wirklich beginnen, wenn er nicht wisse, wie das Wetter in Sarajevo sei und was es dort Neues gebe.

Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 45, 10.10



Fortsetzung von Seite 1

Später erinnerte ich mich an sein merkwürdiges Benehmen bei seinen seltenen Besuchen in Sarajevo, vor allem an die Art, wie er über seine Stadt sprach. Ihm war nicht eine der zahlreichen Veränderungen aufgefallen: die Straßen und Plätze bezeichnete er mit ihren alten Namen, die neuen Lokale, die an der Stelle eines alten eröffnet worden waren, bezeichnete er mit dem Namen des alten, an den im alten Stadtkern errichteten neuen Gebäuden, die das Auge und insbesondere den Geschmack beleidigen, ging er vorbei, als gäbe es sie nicht (als hätte er sie wirklich nicht gesehen!), er bemerkte nicht, dass an einigen Brunnen, an denen wir seinerzeit unbedingt stehen geblieben waren, kein Wasser mehr floss ... Sein Sarajevo, das erinnerte, das nur noch in seinem Geist existierte, verließ er bei seinen Aufenthalten hier nicht, so wie er es auch nicht verließ, während er in Vancouver sein tägliches Brot verdiente; und dieses neue, wirkliche Sarajevo, das in der äußeren Welt materiell existiert, sah er bei seinen kurzen Sommeraufenthalten hier keineswegs besser, als er es während der langen Monate und Jahre dort sah. Er würde nicht zurückkehren können, um hier zu leben, das stellten wir in Gesprächen über dieses in jedem Gespräch mit jedem Auswanderer unvermeidliche Thema mehrmals fest, er lebt schon zu lange dort und hat sich an die Verhaltensweisen und Gesellschaftsstrukturen in Kanada gewöhnt, in Vancouver hat er sich ganz gut zurechtgefunden und eine Familie gegründet, hat sich an den hohen Lebensstandard gewöhnt und an die Annehmlichkeiten, die eine Stadt am Meer mit Skigebieten im Hinterland bietet, aber noch weniger kann er jenes Sarajevo verlassen, in dem er seine Jugend verbracht hat und das ein für allemal seine Welt geworden ist.

So befindet sich mein Freund in der bizarren Situation, dass er sich sozusagen ununterbrochen in zwei Städten aufhält, aber in keiner von ihnen wirklich lebt. Er weiß besser als ich, wie das Wetter in Sarajevo ist und wie hoch die Preise auf dem Automarkt in Stup sind, aber das Sarajevo, das in der äußeren Welt existiert, berührt er nicht und riecht er nicht, er nimmt nicht an seinem Leben teil und nimmt die Prozesse, die sich in ihm abspielen, nicht wahr. Er hat über seine Stadt fast alle Informationen, aber nur wenige oder keine sinnlichen Erlebnisse mit dieser Stadt, den Gegenständen, die sie ausmachen, und den Ereignissen, die sich in ihr abspielen, den Winden und den Regenschauern, die auf sie niedergehen, den Leuten, die ihre Stadt verteidigen, sich bemühen, sie nicht noch schlimmer zu machen, oder gleichgültig durchgehen und nebenbei schauen, wo sie Zuflucht finden könnten. Er lebt gleichzeitig, notabene ganz schön, in Vancouver, aber sein pathetisches Wesen, vor allem sein emotionales Gedächtnis, kann sich in dieser Stadt nicht zu Hause fühlen – er hat in Vancouver das emotionale Gedächtnis eines Fünfzehnjährigen, was ziemlich wenig, eigentlich unerträglich für einen Mann im Alter von fünfzig und mehr Jahren ist. Die geistige und die materielle Seite seines Lebens, den emotionalen und den rationalen Komplex seines geistigen Wesens, die Vergangenheit und die Gegenwart kann er nicht miteinander versöhnen und in Einklang bringen. Er weiß, aber er lebt nicht, was er versteht, fühlt er nicht, und was er fühlt, verbindet ihn nicht mit der Welt außerhalb von ihm, weil es sich auf Dinge bezieht, die es in der äußeren Welt nicht mehr gibt.

So befindet sich mein Freund in der bizarren Situation, dass er sich sozusagen ununterbrochen in zwei Städten aufhält, aber in keiner von ihnen wirklich lebt

Er weiß, aber er lebt nicht, was er versteht, fühlt er nicht, und was er fühlt, verbindet ihn nicht mit der Welt außerhalb von ihm, weil es sich auf Dinge bezieht, die es in der äußeren Welt nicht mehr gibt

Gerade wie die Helden von Vladan Desnica im Roman »Sommerurlaub im Winter«.

Aufs Neue habe ich den Roman, an den mich die Gespräche mit meinem Freund erinnert haben, gelesen, und daraus geschlossen, dass Desnica einen Roman über uns geschrieben hat, etwa fünfzig Jahre im Voraus, aber diesem technischen Detail sollte man keine große Bedeutung zuschreiben. Es ist buchstäblich und ganz offensichtlich ein Roman über Menschen, die sich von der Welt und von ihrer Jugend abgewandt haben, die ihren Anteil an der Welt, die Fähigkeit teilzunehmen verloren haben ... Erschreckt hat mich die Zahl der Menschen, die ich kenne und die sich in einer solchen Lebenssituation befinden.

In meiner Erinnerung ließ ich Begegnungen und Menschen lebendig werden, die mir etwas über diese Lebenssituation gesagt hatten. Ich erinnerte mich an Gespräche mit Flüchtlingen, die Bosnien vor oder unmittelbar nach Kriegsbeginn verlassen hatten, und verstand im Nachhinein, warum sie über das Kriegsgeschehen hitziger und unversöhnlicher sprachen als die Menschen, die diesem Geschehen unmittelbar ausgesetzt waren – ihre Emotionen kamen nicht aus der Erfahrung der äußeren Welt, sondern aus ihnen selbst, daher holten diese Emotionen einerseits die abwesende Erfahrung nach und bewiesen andererseits, dass sie, die Leute, die diese Emotionen demonstrierten, wirklich waren. Ich verstand, warum die Kriegsrhetorik in Banja Luka oder in Belgrad radikaler war als die in Sarajevo, das heißt, ich begriff, dass es gerade deshalb so war, weil es in diesen Städten keinen Krieg gab, sondern er zu ihnen nur vermittelt durch die Bilder und durch den Terror der Kriegsgewinnler gegenüber den Zivilisten kam.

Während ich mich mit der beschriebenen Lebenssituation befasste und versuchte, ihre unterschiedlichen Aspekte zu verstehen, zumindest die Prozesse zu erahnen, die sie im Geist der Menschen, die zu ihr verurteilt sind, in Gang setzt, bemühte ich mich, sie aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten; während ich das tat, hatte ich, wie gesagt, die ganze Zeit das Gefühl, mich mit etwas Bekanntem zu befassen. Es ist etwas Bekanntes, etwas, was seit jeher existiert und die Menschen begleitet, nur uns passiert es zum ersten (wahrscheinlich auch einzigen) Mal. Und dann begriff ich, worum es geht, als ich bei dem großen Melancholiker Søren Kierkegaard die präzise Beschreibung, zwar nicht dieser Lebenssituation, sondern des geistigen Zustands, der unverbrüchlich mit ihr verbunden ist, las: »... Denn ich war nie Mensch: das war von Geburt an mein Unglück; und dieses Unglück wurde durch meine Erziehung erst recht mein Unglück. Wenn man aber Kind ist – und die andern Kinder spielen, scherzen, oder was sie sonst tun; ach, und wenn man Jüngling ist – und die andern Jünglinge lieben, tanzen, oder was sie sonst tun: da Geist zu sein, obgleich man Kind und Jüngling ist – fürchterliche Qual! noch fürchterlicher, wenn man mit Hilfe seiner Phantasie das Kunststück versteht, auszusehen, als wäre man der Jugendlichste von allen! Dieses Unglück ist aber im vierzigsten Jahre bereits geringer und ist in der Ewigkeit nicht mehr vorhanden; ich habe keine Unmittelbarkeit gehabt und habe darum, einfach menschlich verstanden, nicht gelebt; mit Reflexion habe ich begonnen und nicht erst später ein wenig Reflexion ge-

sammelt; ich bin eigentlich Reflexion von Anfang bis zuletzt. In den beiden Perioden der Unmittelbarkeit, als Kind und Jüngling, habe ich, um einen Ausweg nicht verlegen, wie das die Reflexion nie ist, mich mit einer nachgeahmten Jugendlichkeit beholfen und, über die mir vergönnte Gabe selbst noch nicht klar, den Schmerz durchgelitten, nicht wie die ändern zu sein.«



(aus dem Bosnischen von Katharina Wolf-Grieffhaber)

Auszug aus: Wespennest 159/Schwerpunkt »Jugoslavija revisited«
www.wespennest.at

DŽEVAD KARAHASAN, geboren 1953 in Duvno (Bosnien-Herzegowina), Studium der Theaterwissenschaft und Vergleichenden Literaturwissenschaften in Sarajevo. Ab 1986 lehrte er Dramaturgie und Dramengeschichte an der Akademie für szenische Künste der Universität Sarajevo. 1993 arbeitete er als Gastdozent an der Universität Salzburg und als Lektor in Göttingen. Ein Stipendium des DAAD führte ihn 1995 nach Berlin, zwei Jahre später wurde er Stadtschreiber von Graz. Karahasan erhielt zahlreiche Preise u. a. den Prix Européen de l'Essai Charles Veillon, den Bruno Kreisky Preis und 2004 den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung. Er veröffentlichte theoretische und kritische Aufsätze (u. a. über Goethe, Kleist, Schiller, Tschechow), mehrere Essay- und Dramenbücher sowie mehrere Prosabände. Werke (Auswahl): *Tagebuch der Aussiedlung. Essays* (1994), *Der östliche Divan. Roman* (1994), *Al-Mukaffa. Drama*. Bosnisch-Deutsch (1994), *Schahrijars Ring. Roman einer Liebe* (1997), *Das Konzert der Vögel. Konzert Ptica. Mystische Komödie*. Deutsch-Bosnisch (1991), *Die Fragen zum Kalender. Artikel, Essays, Reden* (1999), *Sara und Serafina* (2000), *Das Buch der Gärten* (2002), *Der nächtliche Rat* (2006), *Berichte aus der dunklen Welt* (2007), *Die Schatten der Städte. Essays* (2010). Dževad Karahasan lebt in Graz und Sarajevo.

Mile Stojić Stefanel Zweig

Im März 2002 schloss die berühmte österreichische Buchhandlung *Gerold*, die sich am Graben befand, mitten im Herzen Wiens. Diese Universitätsbuchhandlung, gegründet 1775, war zur Zeit der k. u. k. Monarchie das Symbol des Verlagswesens eines Kaiserreichs, um in heutiger Zeit ein Kult-Ort zu werden, der Mittelpunkt literarischer Nostalgie für die Herrschaftszeiten des *Doppeladlers*. All das, was sich nach der Vergangenheit sehnt, wird leicht auch selbst Vergangenheit – der Inhaber konnte nicht mehr dem Diktat des Profits folgen, also nicht die zu teure Miete in der Wiener *City* zahlen, und jetzt errichten Arbeiter an der Stelle der wurmstichigen Buchhändlerregale und Gerüste metallene Stellagen, Spiegel und Kabinen des italienischen Modehauses *Stefanel*. Ich beobachte, wie ein Bauarbeiter gesichtslose Plastikpuppen hineinträgt und sie im Schaufenster aufstellt, in welchem beinahe ein Vierteljahrtausend lang Bücher gewohnt hatten, ein ganzer Bücher-Ozean, und mich erfasst eine sanfte Trauer um einen der seltenen Orte, an denen ich als Kriegsemigrant eine Zufluchtsstätte fand.

In die Buchhandlung *Gerold* kehrte ich im Laufe des letzten Jahrzehnts oft ein, sah stundenlang die Regale durch, sichtete mit Genauigkeit die riesigen Holzkisten mit der Überschrift »Ausverkauf«, sammelte Verlagsprospekte ein und kaufte das eine oder andere Exemplar. In der Zeit, als in meinem Land der Krieg tobte, fand ich in dieser fremdsprachigen Buchhandlung Sicherheit wie in einem warmen Schlupfwinkel – unbekannte und vertraute Autorinnen und Autoren, so schien es mir damals, teilten mir von den Wänden mit: »Fürchte dich nicht, du bist einer von uns, alles was dir geschieht, haben wir schon durchlebt.« Vielleicht habe ich mich hier mehr als irgendwo sonst als Schriftsteller gefühlt, wenn auch als unbedeutender, mit meiner kleinen Sprache in diesem rauschenden deutschsprachigen Babylon, aber mit der Hoffnung, dass meine Worte trotzdem den Kanonenlärm überdauern werden, genau so wie es die Worte Manns, Zweigs, Celans, Brechts schafften ... Als ich das Glück erlebte, dass auch mein Buch auf Deutsch erschien, ging ich dorthin und kaufte drei Exemplare, in dem Glauben, dass mich wenigstens

die Verkäuferin anhand des Fotos auf dem Buch erkennen wird, welches ich lange vor ihren Augen durchblättert. Hat sie aber nicht.

Ich war enttäuscht, denn alle Angestellten in dieser Buchhandlung kannten mich vom Sehen, und sie konnten sich sogar vorstellen, dass ich auch irgendein Schriftsteller war. In den Jahren 1994, 1995 und 1996 interessierte ich mich in der Buchhandlung fortwährend für exjugoslawische Literatur, insbesondere für die Bücher bosnischer Autoren, die damals beinahe täglich in verschiedenen Ländern herauskamen, hauptsächlich in Deutschland, aber auch in der Schweiz, in Österreich und in Südtirol. Der österreichische Slowene Lojze Wieser lancierte als einer der Ersten die Bücher Abdulah Sidrans, Dževad Karahasans, Dragan Velikićs, aus angesehenen deutschen Verlagen trafen frische Bände Dubravka Ugrešićs und Slavenka Drakulićs ein, und vom italienischen Norden her, aus Bozen, kamen Bücher Ferićs und Jergovićs ... In der Buchhandlung *Gerold* begriff man, dass diese Literatur im Trend ist, und sie richteten eine gesonderte Abteilung mit der Überschrift *Balkankrieg* ein, wo sie neben den Genannten auch Bücher Ivo Andrićs, Miroslav Krležas, Danilo Kiš' und Milovan Đilas' ausstellten. Die Verkäufer haben mich, wie ich bereits sagte, bereits gekannt, und wann immer ich in die Buchhandlung kam, informierten sie mich sogleich zuvorkommend über Neuheiten aus meinem Interessensgebiet, drückten mir die neuen Ausgaben Misha Glennys, Bora Ćosićs, Peter Handkes oder Milo Dors in die Hand. Im Schaufenster der Buchhandlung stand damals lange das Buch Noel Malcolms *Bosnia – a short history*.

Das Sterben meines Landes war der Anlass dafür, dass zuerst seine Schriftsteller in den europäischen Buchhändlerschaufenstern Einzug hielten. Ich sammelte und kaufte diese Ausgaben, schichtete sie sorgsam auf einen Haufen in meiner Emigrantenmansarde – dieser Stapel war eine Zeitlang auch meine einzige Bibliothek, denn des Schicksals meiner eigenen Bücher war ich mir damals nicht gewiss. Sie befanden sich in einer Stadt, in der Bücher dazu dienten, sich einen Kaffee zu kochen, eine Suppe zu erhitzen oder ein wenig die erfrorenen Finger durchzuwärmen. Diesen Sta-

... unbekannte und vertraute Autoren, so schien es mir damals, teilten mir von den Wänden mit:
»Fürchte dich nicht, du bist einer von uns, alles was dir geschieht, haben wir schon durchlebt.«



pel, der mit jedem Tag wuchs, nannte meine Frau einmal die Atlantis-Bibliothek. Beim Durchblättern der Bücher begriff ich immer mehr, dass jedes von ihnen ein Jammerschrei war, dass jedes von ihnen eine Anklageschrift für das eigene Unglück und Unheil darstellte, jedoch an den falschen Empfänger adressiert.

Meine Kollegen, die, wie ich auch, das Land mit der Bezeichnung »Verräter« und »Deserteur« verließen, haben ihre Leser zurückgelassen und versucht, neue zu finden, die aber keinerlei Interesse an ihnen hatten, außer pures Mitleid. Ich persönlich habe deshalb noch nicht einmal den Versuch gemacht, mir hier Ruhm zu erwirken. Auf einer Jubiläumsfeier der Zeitschrift *Literatur und Kritik*, in der auch meine Prosa – in meiner ungeschickten Übersetzung – veröffentlicht war, erlebte ich bei einer Lesung Ovationen, den allergrößten Applaus, obwohl mit mir auch so bedeutende Persönlichkeiten wie Ilse Aichinger und Karl-Markus Gauß auftraten. Ich begriff damals, dass das Publikum weder mir noch meinen Worten applaudierte, sondern der Tatsache, dass ich aus Bosnien bin; dass dieser Applaus nicht meiner Literatur galt, die noch dazu in meiner laienhaften Übersetzung verzagt klingen musste, sondern dass er ein symbolischer Ausdruck der Solidarität mit einem Menschen war, welcher aus Sarajevo kam, dem Ort der Hölle. Ich begriff, dass dieser Beifall nicht mir galt, sondern der Stadt, welche ich als einer der Ersten verlassen hatte, und mich ergriff Scham bei diesem Applaus.

»Im Exil spricht der Mensch laut, aber niemand hört ihm zu, er macht Fehler in der fremden Sprache, aber niemand verbessert ihn«, notierte Bertold Brecht in seinen New Yorker Flüchtlingstagen. Mir wurde klar, dass ich kein neues Lesepublikum gewinnen kann, wenn ich mich nicht seinen Ansprüchen und Gewohnheiten anpasste, und dazu hatte ich nunmehr weder Lust noch Zeit. Die Redakteurin eines großen deutschen Verlages, die ich auf einem Symposium von Radio *Deutsche Welle* in Köln kennen lernte, sagte mir offen, dass sie nicht an meiner Poesie interessiert sei, aber dass sie gern meinen Roman veröffentlichen würde. Dann erklärte sie mir kurzum ihr Begehren – der Roman sollte eine Liebe zwischen einem Muslimen und einer Serbin im blockierten Sarajevo darstellen, mit detaillierten Beschreibungen der Kriegsgräueltaten aller gegen alle (»bitteschön ohne Parteilichkeit für irgend eine Seite im Konflikt, mit Betonung der Sinnlosigkeit des Mordens«, unterstrich sie), mit einem dramatischen Schluss, und das höchstens 120 bis 150 Normseiten lang. Wenn ich einen solchen Roman schreibe, soll ich mich telefonisch bei ihr melden (sie gab mir eine Visitenkarte mit Telefonnummer und E-Mail-Adresse). Doch diese Frau hat schon meinen Roman geschrieben, dachte ich traurig bei mir, und ich sagte: »Aber ich schreibe überhaupt keine Romane.« »Dann tut es mir leid, guter Mann«, sagte sie. »Danke und auf Wiedersehen.«

Daraufhin kehrte ich nach Sarajevo zurück, doch nach einem zweijährigen Aufenthalt in der zerstörten Stadt kam ich im Herbst 1999 erneut nach Wien. Aber damals gab es in der Buchhandlung *Gerold* nicht mehr jene »Balkanabteilung«. Als ich die Verkäuferin fragte, weshalb sie diese ex-jugoslawische *Kriegsliteraturabteilung* entfernt haben, antwortete sie mir, dass es für solche Bücher keinerlei Interesse mehr bei den Kunden gibt. »Sie sind einer der ganz wenigen, der sich noch dafür interessiert«, sagte sie mir und verwies mich weiter an die Natio-

nalbibliothek. Ein wenig enttäuscht trat ich hinaus ins Getümmel am Graben, und ich bemerkte, dass den zentralen Platz im Schaufenster wieder Noel Malcolm einnahm, aber dieses Mal mit *Kosovo – a short history*.

Der Krieg hat viele meiner Kolleginnen und Kollegen in die europäische Literaturszene katapultiert, und sie verwirklichten damit ihren Traum, wurden übersetzt und auch materiell abgesichert. Aber in ihren Aussagen und Interviews lese ich eine Art ständige Frustration heraus, denn ihnen fehlt jenes Raunen des Publikums, jener lebendige Kontakt

auf der Straße, unter Kollegen, der Qualm der Literaturcafés, jene reflexartige Kritik, bei der man an einem Passus stehen bleibt, über eine Formulierung diskutiert. Außerdem sind wir nicht mehr in den aktuellen Schlagzeilen, der Balkan und Sarajevo sind vergessen, denn es kam der grauenvolle amerikanische 11. September, dann Afghanistan, dann ... Ein Exil gibt es nicht mehr – wir alle können zurückkehren, aber wir alle haben ein wenig profitiert, und auch der Allerwerteste hat sich schon an das Leben in einer geregelten Welt gewöhnt. »Ex-Jugoslawien und seine Länder und Schriftsteller interessieren hier kaum noch jemanden«, sagt der bosnische Dichter Dragoslav Dedović,

der seit einem Jahrzehnt in Köln lebt, »denn der Krieg hat den Balkanraum in der Stunde seines Einsturzes pervers globalisiert. Unsere übersetzte Literatur existiert heute in Deutschland, aber hauptsächlich als ein toter Link. All das ähnelte im Grunde einer ungeschickten Rettungsaktion für ertrinkende Literaten vom Balkan, wobei sich, wie in jeder schlecht durchdachten Rettungsaktion, zuerst diejenigen ans Festland retteten, die am lautesten um Hilfe schrien.«

»Radovan sei Dank«, pflegt meine Sarajevoer Freundin bitter zu scherzen, »dank ihm fand sich mein Sohn, der hier ein Taugenichts und Tagedieb war, plötzlich in London wieder und gründete ein erfolgreiches Geschäft. Jetzt ist er ein Geschäftsmann. Wäre er hier geblieben, müsste ich mich auch jetzt noch um ihn kümmern.« Und letztendlich habe auch ich, der ich in Wien meine besten Jahre verlebte, einige Wahrheiten aus all dem gezogen. Eine Rückkehr gibt es nicht. Man hat nur eine Heimat, genauso wie eine Sprache. Alles Übrige ist Eitelkeit. Aber ich habe mich mit der Tatsache abgefunden, dass sich dort kaum noch jemand meiner erinnert, so wie sich kaum noch einer der Kunden des neuen italienischen Modehauses *Stefanel* daran erinnert, dass es an der Stelle der bunt gekleideten Plastikpuppen im Zentrum Wiens noch gestern *Gerold* gab, jahrzehntelang die beste Buchhandlung und eines der geistigen Zentren Mitteleuropas.

(aus dem Kroatischen von Cornelia Marks)

MILE STOJIC, geboren 1955 in Dragičina (Bosnien-Herzegowina), Dichter und Essayist, Kulturredakteur und Herausgeber. Er studierte südslawische Sprachen und Literatur in Sarajevo, wo er bis zum Ausbruch des Krieges in verschiedenen bosnischen Literatur- und Kulturzeitschriften tätig war. Lehrbeauftragter am Institut für Slawistik der Universität Wien (seit 1993), Herausgeber des ersten post-sozialistischen kroatischen Magazins *Tjednik* in Zagreb und Kulturredakteur bei *Dani* in Sarajevo. Mile Stojic veröffentlichte zahlreiche Lyrik- und Essaybände. Auf Deutsch erschienen: *Fenster, Worte. Ein bosnisches Alphabet. Essays* (2000) und *Das ungarische Meer. Gedichte* (2006). Mile Stojic lebt mit seiner Familie wieder als Schriftsteller in Sarajevo.





Vladimir Pištalo

Millennium in Belgrad

Über die Beisetzung des Kaisers und das inspirierende Gespräch, das wir dabei führten

Bum bum bum...

Das erste Programm von Radio-Belgrad übertrug den Herzschlag des jugoslawischen Marschalls, Josip Broz Tito. Als Stille einkehrte, sagte Bane:

»Das ist das Geräusch der Geschichte.«

An diesem vierten Mai im Jahr 1980 verlaubliche »Politika«¹ in einer Sonderausgabe:

»Das große Herz hat aufgehört zu schlagen. Unser Präsident, Marschall Josip Broz Tito, ist tot.«

Im Untertitel schluchzte »Politika«:

»Schwerer Schmerz und tiefe Trauer erschüttern die Arbeiterklasse, die Völker und Völkerschaften unseres Landes, einen jeden von uns, Arbeiter und Bauern, alle unsere Kunstschaffenden, Pioniere und Jugendliche, jedes Mädchen und jede Mutter.«

Im Fußballspiel Hajduk gegen Crvena Zvezda hörte der Ball in der 43. Minute auf zu rollen, Tränen begannen zu fließen.

Eine siebentägige Trauer wurde ausgerufen.

Jugoslawische Zeitungen verfielen in dreitägiges, orgiastisches Gejammer. Der Marschall wurde an meinem Geburtstag beerdigt, vier Tage nach seinem offiziellen Sterbetag. In meiner Wohnung waren an diesem Tag Boris, Bane, Zora und Irina. Wir tranken Laški-Riesling und sahen uns die Beisetzung im Fernsehen an. Den Ton schalteten wir aus und hörten fünfmal hintereinander Knopflers »Sultans of Swing«.

Boris prügelte sich in der Schule für mich. Sein Gesicht strahlte ruhige Männlichkeit aus. Mit seinen Zähnen konnte er sogar Bierflaschen aufmachen.

»Was steht denn in der Zeitung?«, fragte er.

Ich hatte keine Ahnung, aber Bane wusste es. Bane gab die Schlagzeilen wieder, indem er die Stimme eines seine Unschuld betuernden Zigeuners nachahmte:

»In der Generalversammlung der Vereinten Nationen erwiesen die Botschafter Afrikas, Asiens, Ost- und Westeuropas, Lateinamerikas, aus dem Verband der Südostasiatischen Nationen, der Arabischen Liga und der Blockfreien Staaten dem verstorbenen Tito über drei Stunden lang die Ehre. 700 Reporter aus 44 Ländern ermöglichen es eineinhalb Milliarden Menschen, die Übertragung der Beisetzung mit zu verfolgen. Tito war eine Persönlichkeit, die allen Völkern gehörte und sein Tod ist ein Verlust für alle fortschrittlichen Menschen auf der ganzen Welt.«

Während Bane deklamierte, tat er so, als würde er mit der linken Hand nach einem Stern greifen und gleichzeitig hinderte er sein Herz mit der rechten Hand daran, aus seiner Brust zu springen. Seine Stimme brach – er wischte eine falsche Träne ab ...:

»Er war ... er war der Architekt der Blockfreien Bewegung.«

Dies alles geschah zu dem Zeitpunkt, als die bezaubernde Irina nicht mehr mit Boris zusammen war und lange bevor sie mir gehörte.

»Hör auf und lass uns mal zuhören«, forderte Irina und machte den Ton lauter.

Aus dem Fernsehen erfuhr ich, dass mich, den untröstlichen Jugoslawen, die Tatsache trösten sollte, dass zur Beerdigung eine große Anzahl jener Staatsmänner erwartet wurde, mit denen der verstorbene Präsident gedopte Bären quer durch die Jagdreviere der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien gejagt hat. Nach Belgrad kamen sowohl der schwedische, der belgische als auch der norwegische König. Sandro Pertini vertrat Italien, Leonid Breschnew die Sowjetunion, Margaret Thatcher Großbritannien, Walter Mondale die USA, François Mitterand Frankreich, Willy Brandt Deutschland, Indira Gandhi Indien, Kenneth Kaunda Sambia und Hua Guofeng China. Es kamen auch Prinz Henrik von Dänemark, der Herzog von Edinburgh, der nepalesische Prinz Gyanendra sowie die Prinzen der Niederlande Bernhard und Claus. Der UNO-Generalsekretär Kurt Waldheim sagte ebenfalls sein Erscheinen zu.

»Es ist ganz gut, dass er auch kommt«, merkte Boris gutmütig an.

Das Fernsehen benachrichtigte uns, dass sich außerdem die Vertreter der UNESCO, der Arabischen Liga sowie die Vertreter des Europäischen Parlaments und des Europarates in Belgrad befanden.

»Große Klasse.«

Auf wackeligen Beinen betrat die Mutter des amerikanischen Präsidenten Jimmy Carter, Lillian, den Boden des Belgrader Flughafens. Fröstelnd lächelnd griff ihr der Vizepräsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Walter Mondale, unter die Arme. Insgesamt 53 Staaten riefen nationale Trauer aus.

»Schau, womit sich unser Größenwahn nährt«, kommentierte Zora, ohne ihren Blick vom Bildschirm zu lassen. »Hochmut kommt vor dem Fall, dessen Tiefe genau der Höhe entsprechen wird, an der wir uns gerade berauschen.«

»Leg die Platte wieder auf!«, verlangte Boris.

»Ich will nicht, halt die Klappe!«, konterte Zora scharf.

»Zora, komm, mach noch eine Flasche aus dieser Kiste auf.«

Zora strafte mich mit einem langen Blick.

Die Glotze spuckte immer neue Angaben aus, wie eine Regenrinne Wasser während eines Wolkenbruchs.

Immerhin war es tröstlich zu wissen, dass:

1. die uneinige Welt einhellig die Flaggen auf Halbmast hisste und sich in der Anerkennung Titos einig war.
2. man Tito zwar überall mit einem Lächeln empfangen hat, aber tränenreich verabschiedete.
3. der Fall dieser in den Herzen der Arbeiterklasse verwurzelten Eiche die Welt erschütterte.
4. Millionen von Menschen mit den Völkern und Völkerschaften Jugoslawien mitfühlten.



Bane blies sich eine Haarlocke aus den Augen. An Titos Sterbetag hat seine Freundin Marija ihn verlassen. Sie war die Sängerin und Saxofonistin der Band »Akustischer Schatten«, in der Bane ein Jahr lang spielte. Nebenbei gesagt: Der Name der Band beruht auf der Tatsache, dass die Geräusche einer Schlacht oft besser aus größerer Entfernung zu hören sind als aus unmittelbarer Nähe – dem sogenannten »akustischen Schatten«. Bane gab sich reichlich Mühe, sich zu betrinken. »Was machen die Völker und Völkerschaften Jugoslawiens jetzt bloß?«, fragte er schmatzend.

Zora antwortete:

»Ich habe gelesen und festgestellt: Die Slowenen gehen mit Trauer im Herzen an ihre Arbeit. In Kroatien verlor jeder ein Stück von sich selbst. Die Bosnier werden von wahrhaft menschlichen Schmerzen heimgesucht. Die Vojvodiner ließen Titos Werk hochleben. Die Montenegriner bleiben stolz in ihrem Schmerz. Die Herzen der Mazedonier öffneten sich, um zu sprechen. Die Krajina ist gefroren in hartem, männlichem Schmerz. Die Ebene ist getränkt von den Tränen betrübter Syrmier.«

»Banes Musik gibt es nicht mehr«, sagte Bane.

»Meine Mutter mag keine Musik«, erhob Zora ihre Stimme. »Meine Mutter mag Tito. Sieh mal, wie sie weint.«

Ich saß da, an meinem Geburtstag, in einem Leben, das mir nicht einging, und ich hörte zu, wie die Glotze ein Resümee der Ereignisse zog: Zuerst wurde Titos Leichnam in einem speziellen Zug von Laibach nach Belgrad transportiert. Dann wurde er in einem verschlossenen Sarg im jugoslawischen Parlament aufgebahrt. Mit ihrem Schmerz ringend, trugen 200 Volkshelden ihre höchsten Auszeichnungen am Sarg vorbei. Diesen Weg ging in den kommenden fünf Tagen jeder fünfte Jugoslawe.

Mir gefiel es, dass die Stadt nachts so hell erleuchtet und das Ganze ... ein Wunder war! Menschen stellten sich in unendlich langen Schlangen an, um dem toten Tito kurz mit dem Kopf zuzunicken.

»Schau mal diese Kolonnen!«, sagte ich zu Bane, während wir im Schatten einer Baumreihe gegenüber dem Parlament, in der hell erleuchteten Stadt voller verstummter Menschen, standen.

»Das Herz dieser Stadt ist momentan eine Leiche.«

»Das gefällt mir sehr«, stellte er fest.

»Das alles passiert nicht wirklich. Dieses Belgrad hat ein Paul Delvaux gemalt und ein Luis Buñuel muss bei der Begräbniszeremonie Regie geführt haben.«

Im surrealistischen Belgrad warteten Neuankömmlinge einen ganzen Tag lang, um am Sarg vorbeizukommen und Tito die letzte Ehre zu erweisen. Stumme Kolonnen wanden sich vom Zeleni Venac² bis zum Parlament. Grün Uniformierte mit Rot-Kreuz-Abzeichen verteilten bei den Kindergärten »Terazije« und »Skadarlija« Wasser an die Menschen. Der Leiter einer jeden solchen Gruppe war ein Arzt, für den Fall dass jemandem schlecht werden sollte. Jugoslawische Zeitungen erläuterten, dass die Milizionäre, die man in den Zeitungsartikeln »eherne Hüter der Gesetze« nannte, nun den Fußgängern sogar erlaubten, auch abseits des Zebrastreifens die Straßen zu überqueren. Denn diese »außerordentlichen Fußgänger« hätten es schließlich eilig, sich der am Sarg vorbeiziehenden Kolonne anzuschließen. So einen Fußgänger, verlautbarten die Zeitungen, müsse ein Milizionär genauso unterstützen wie er einem Verwundeten helfe ...

Es war interessant diese »Prozessionen der Schmerzen und der Stille« live zu beobachten. Die Vertreter der jugoslawischen Völker und Völkerschaften kamen tatsächlich vor das Parlament, warteten tatsächlich und fielen tatsächlich vor Hitze in Ohnmacht. Alle verwandelten sich, wie ein geistreicher Journalist sich ausdrückte, in »Ohr und Träne«. Ein anderer inspirierter Journalist bemerkte, dass in Belgrad »alle stillstehen und nur die Flüsse fließen«.

Boris schenkte Laški-Riesling ein, stellte die Flasche hin und kratzte sich hinter dem Ohr:

»Wenn ich bloß wüsste, wie Tito wirklich war.«

Die tränengetränkten Zeitungen kannten die Antwort bereits. Sie formulierten es so:

»Tito war von seltener Menschlichkeit. Alle seine Schlachten schlug er nur für die Menschen. Dies ist die einzige Schlacht, die er je verlor! Tito war ein Symbol für die Generationen! Sein Werk ist unser Stolz und unsere Verpflichtung! Er hinterließ einen unschätzbaren wissenschaftlichen Beitrag. Er war groß in kleinen Dingen! Er kümmerte sich um Schachspiel und Schachspieler! Aber große Menschen verlassen diese Welt nicht. Deshalb wird unser Schmerz für uns zum Ansporn.«

»Ansporn wofür?«, fragte Boris aus dem Mundwinkel heraus.

Bane lehnte Gläser als Symbol überflüssiger Konvention ab. Er trank aus der Flasche. Dann begann er zu rufen:

»I-riiiii-naaaaa!«

Aber die bezaubernde Irina stellte sich taub.

»I-rii-naaa!«

»Was ist?«

»Wann hast du zum ersten Mal den Wunsch verspürt zu vögeln?«

Irina ignorierte es.

Während Bane eine Antwort auf diese triviale Frage erwartete, erörterte man auf der Mattscheibe essentielle Fragen über die menschliche Sterblichkeit und die Vergänglichkeit dieser Welt:

»Im größten Warenhaus der Stadt, »Beogradjanka«, wurden fast ausschließlich Tito-Anstecknadeln und schwarze Kleidung verkauft«, vermeldete die Glotze. Der Schriftsteller Tone Svetina erzählte uns, wie Titos edle Eigenschaften in der Jagd zur Geltung kamen. Auf Titos Grabstein werden, so erfuhren wir, die Namen aller unserer Siege eingemeißelt.

»I-rii-naaa!«

Wie jeder durchschnittliche Jugoslawe verfolgte auch Irina die Beisetzung mit einem Gefühl von peinlich berührter Langeweile und ignorierte natürlich Banes betrunkenes Rufen.

»Komm, jetzt übertreibst du wirklich«, warnte Boris Bane.

»Und wann hast du mit dem Wachsen angefangen?«, fragte Bane ihn ganz ernst.

In diesem Augenblick steigerte sich in der Glotze die Reporterstimme crescendo-artig, bis sie im Falsett brach:

»Tito übertraf die eigene Epoche! Die bedeutendste Persönlichkeit der Geschichte! Bravo! Der größte Humanist! Er lebe hoch! Unsere größte geschichtliche Persönlichkeit ist tot!«



»Mit dreizehn, wann denn sonst«, antwortete Boris.

Die todernde Moderatorin beachtete diese Trivialitäten, über die wir in unserem Wohnzimmer sprachen, nicht. Pedantisch trug sie vor, dass sich auf Titos Begräbnis 121 Staatsmänner trafen - die Vertreter von drei Milliarden und 700 Millionen Erdenbewohnern.

»Wie oft am Tag?«, Bane gab nicht auf.

Boris kratzte sich am kurzgeschorenen rothaarigen Kopf:

»Naja, etwa fünf Mal. Ich wollte noch öfter, hatte aber keine Zeit dazu.«

»Da kannst du mal sehen, was wirklich verhängnisvoll ist«, verkündete Zora. »Das Unheilvolle ist, dass die Jugoslawen den pharaonischen Größenwahn ihres Präsidenten teilen. Die Superlative wurden bei uns zur Art und Weise, wie man die Welt begreift.«

»Warum kamen all diese Menschen nach Belgrad«, fragte man sich in der Glotze, um auch sofort selbst eine Antwort auf diese offensichtlich rhetorische Frage anzubieten:

»Über den Ozean kamen sie, um sich vor Tito zu verneigen, vor einer der größten Persönlichkeiten unserer Zeit ... Vor dem Universalmenschen ... Dieses Begräbnis ist ein eigenartiger Weltgipfel. Die Jahrhunderte werden seinem Werk nichts anhaben können ... Der Tod ist die einzige Schlacht, die er je verloren hat!«, fieberte die Glotze. »So etwas hat es in der Geschichte noch nie gegeben.«

Ein schwer atmender Mensch auf dem Bildschirm beachtete:

»Das was ich fühlte, als ich am Sarg vorbeizog, werde ich meinen Kindern und Kindeskindern erzählen.«

»Die Arbeit läuft weiter, aber es ist nicht wie sonst. So war es noch nie«, rang ein Arbeiter mühsam nach Worten. »Ich schäme mich nicht dafür, dass ich weine.«

»Leckt mich doch am Arsch, ihr Affen«, schimpfte der betrunkene Bane.

»Ich ficke euch alle in den Arsch. Die ganze Welt.«

Ich liebte und respektierte die Welt. Ich glaubte an die Idee Emile Durkheims, dass die Gesellschaft alle Attribute Gottes in sich trage. Da die Menschheit die größte Gesellschaft darstellt, waren für mich die Vereinten Nationen – Gott.

»Das ist das Ende unseres aufgeklärten Absolutismus«, bemerkte Bane.

»Was kommt jetzt? Das Unaufgeklärte?«, grölte ich vor Lachen, zufrieden mit meinem Scherz.

Doch sobald mein Mund wieder zuklappte, begriff ich, dass das Ganze tatsächlich das Ende einer Epoche bedeutete. Die Kälte sank von den Sternen herab und umwickelte mich wie ein Umhang.

Mit veränderter Stimme fragte ich:

»Was wird jetzt kommen?«

»Jetzt kommt die Pest«, sagte Zora. »Und auch von ihr werden nur Erzählungen übrig bleiben. Wie im Dekameron.«

Irina kam von hinten, presste ihre Lippen auf meine Wangen und sagte:

»Alles Gute zu deiner Volljährigkeit.«



(aus dem Serbischen von Dragoslav Dedović und Dagmar Vohburger)

- 1 »Politika« ist die älteste noch erscheinende Tageszeitung Serbiens.
- 2 Der Zeleni Venac (wörtlich: Grüner Kranz) ist einer der Hauptmärkte im Zentrum Belgrads.

VLADIMIR PIŠTALO

Vladimir Pištalo, 1960 in Sarajevo geboren, wuchs in Mostar, Kraljevo und in Belgrad auf. In Belgrad und Sarajevo studierte er Recht und promovierte in amerikanischer Geschichte an der Universität von New Hampshire (USA). Er lehrt amerikanische Geschichte und Weltgeschichte am Becker College in Massachusetts und pendelt zwischen den USA und Belgrad.

Bevor er 1993 in die Vereinigten Staaten emigrierte, arbeitete er als Journalist. In seiner Kolumne im Belgrader Magazin »Vreme« begleitete er kritisch den blutigen Zerfall Jugoslawiens.

Pištalo veröffentlichte mit 18 Jahren seine erste Geschichte in einem Magazin, sein erstes Buch kam heraus, als er 21 war. Als Student gründete er die Literaturgruppe »Belgrader Traummanufaktur«. Er veröffentlichte zehn Bücher, die von poetischer Prosa bis zum Roman reichen. Seine Geschichten sind in allen wichtigen Anthologien sowohl serbischer als auch bosnischer Prosa enthalten. Zwei seiner Bücher (»Geschichten rund um die Welt« und »Millennium in Belgrad«) wurden ins Französische übersetzt.

Pištalo erhielt den »Miloš Djurić«-Preis für seine Übersetzung der Gedichte von Charles Simic. Sein Roman »Tesla, Portrait unter Masken« erhielt den NIN Literaturpreis, eine der angesehensten serbischen Literaturauszeichnungen.

Literatur im Herbst **Jugoslavija revisited**

5.–7. November 2010 | Theater Odeon, Taborstraße 10, 1020 Wien | **Eintritt frei!** | www.alte-schmiede.at

FREITAG, 5. 11. 2010

19.00 Uhr

Begrüßung

Walter Famler

Generalsekretär Alte Schmiede

Kunstverein Wien

Eröffnung

Dr. Andreas Mailath-Pokorny

Stadtrat für Kultur und Wissenschaft

Eröffnungsvortrag

Dževad Karahasan

Leben zwischen Spiegeln. Über Melancholie

Pause

20.15 Uhr

Lesung

Ivana Sajko

Rio Bar

Einleitung: Alida Bremer

Robert Reinagl liest die deutsche

Übersetzung

21.00 Uhr

Lesung

Edo Popović

Svjetlan Lacko Vidulić

Einleitung: Alida Bremer und Walter Famler

Lesungen und Gespräch über die

»Gedächtnislandschaft« SFRJ

SAMSTAG, 6. 11. 2010

11.00 Uhr

Alte Schmiede

1., Schönlaterngasse 9

Werkstattgespräch 1: *Jugopalaver*

Mit Ivana Simić Bodrožić, Feđa Klarić,

Laura Marchig, Drago Jančar,

Svjetlan Lacko Vidulić, Mile Stojić

Moderation: Alida Bremer und Walter Famler.

Anschließend: Eröffnung der Fotoaus-

stellung *Feđa Klarić – Split 1970er Jahre*

Ab 15.30 Uhr Lesungen im Theater Odeon

15.30 Uhr

Lesung

Franjo Frančič

Einleitung: Erwin Köstler

16.15 Uhr

Lesung

Drago Jančar

Einleitung: Erich Klein

17.00 Uhr

Lesung

Olja Savičević Ivančević

Einleitung: Alida Bremer

Pause

18.00 Uhr

Lesung

Slavenka Drakulić

Einleitung: Erich Klein

18.45 Uhr

Lesung

Ivana Simić Bodrožić und Mile Stojić

Einleitung: Alida Bremer

Pause

19.30 Uhr

Podiumsdiskussion: *Jugoslavija revisited!*

Beqë Cufaj, Slavenka Drakulić,

Dževad Karahasan, Todor Kuljić,

Dragan Velikić und Wolfgang Petritsch

Moderation: Walter Famler und Erich Klein

Pause

21.30 Uhr

Lyrik und Musik – Szenische Lesung

Laura Marchig, Asim Kujović,

Ivana Simić Bodrožić

Gitarre: **Darko Jurković**

SONNTAG, 7. 11. 2010

11.00 Uhr

Alte Schmiede

1., Schönlaterngasse 9

Werkstattgespräch 2: *Kosovo*

Erich Rathfelder im Gespräch mit

Wolfgang Petritsch

Moderation: Erich Klein

Ab 16.30 Uhr Lesungen im Odeon

16.30 Uhr

Lesung

Beqë Cufaj

Einleitung: Alida Bremer

17.15 Uhr

Lesung

László Végel

Einleitung: Erich Klein

Pause

18.00 Uhr

Lesung

Dragan Velikić

Stimmen aus der Erdspalte. Essays

Einleitung: Erich Klein

Pause

19.00 Uhr

Lesung

Goran Petrović

Einleitung: Alida Bremer

Robert Reinagl liest die deutsche Übersetzung

20.00 Uhr

Lesung

David Albahari

Einleitung: Alida Bremer

Robert Reinagl liest die deutsche Übersetzung



↑
**alte
schmiede**
literatur im herbst
wien

